

Die Wiener Sozialbauten

Autor(en): **Stroheim, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 10

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

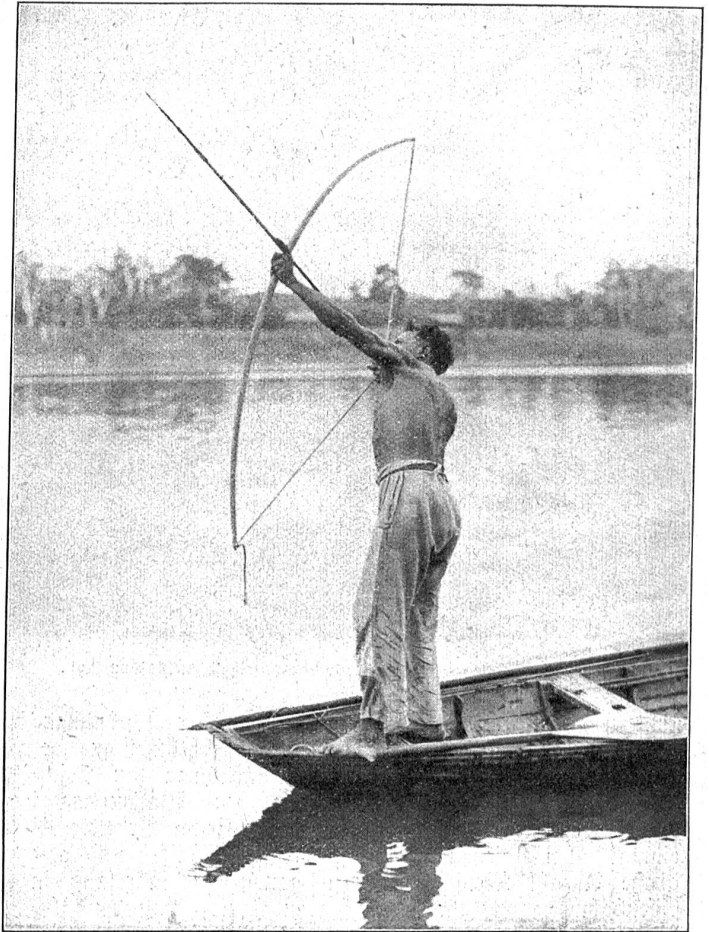
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nicht mehr zuverlässig — die Reise durch den Schlamm hat ihr nicht wohl getan. Er schätzt die Zeit nach dem Stande der Sonne und weiß, daß er sich äußerst beeilen muß, wenn er den Dampfer noch erreichen will — im andern Falle muß er längere Zeit, vielleicht einen Monat lang in Aguatico warten, bis ein neuer Dampfer kommt. Endlich erreicht man die Mündung des Rio Aguatico in den Napo, und bald kommen die Holzhütten der Ortschaft in Sicht. Man landet in aller Hast und erkundigt sich beim „Chefe politico“ nach dem Dampfer und vernimmt, der sei vor einer halben Stunde weggefahren, er nehme jedoch weiter unten Holz auf, womit diese Fahrzeuge ihre Kessel feuern, und es bestehe die Möglichkeit, ihn einzuholen. Hintermann beschließt, sofort wieder loszufahren — aber er hat die Rechnung ohne den Chefe politico gemacht. Dieser zeigt, daß er im Urwald für den Bürokratismus sorgen muß: ohne Erlaubnis des Gouverneurs sei es den drei Zumboruderern nicht gestattet, als Ecuadorianer ins „Ausland“ zu gehen — unter keinen Umständen könne das Mitgehen gestattet werden. In der Nähe erhebt sich das Drahtverhau, das Ecuador von Peru scheidet. Hintermann eilt nun zur peruanischen Station Cabo Pantoja. Dort sieht es sehr kriegerisch aus. Auf glodenartigen Holztürmen stehen Soldaten in blauen Uniformen, und mit geladenen Gewehren überwachen sie den Fluß. Unten sieht man den Dampfer, der angelegt hat, und die Matrosen, die Holz tragen. Der Hauptmann der Peruaner erklärt, seine Soldaten seien unabhkömmlich, hingegen erlaube er den Dienern Hintermanns den Uebertritt über die Grenze samt einem Polizisten. Der Forscher eilt zurück und berichtet dem Chefe politico zu Aguatico den Vorschlag des peruanischen Hauptmannes. Endlich wird den Zumbos erlaubt, das Boot auf den Dampfer zuzurudern, aber der ecuadorische Polizist muß mitfahren. Dieser ist unter anderem auch mit einem Stöcke bewaffnet, und vor dem haben die Zumbos offenbar Respekt, denn nun rudern sie aus Leibeskräften. Doch der Polizist will seinen Dienst auch nicht um Gotteswillen tun. Der Forscher muß sein ecuadorianisches Geld, die Sucres, gegen peruanische Sols umwechseln, und am Schmuzzeln des Polizisten kann er merken, wer dabei ein Geschäft macht. Dieser sieht beim Geldwechsel, daß Hintermann im Besitze amerikanischer Dollars ist. Nun zieht er eine Flasche mit Giftschlangen hervor, die er dem Forscher unbedingt für 50 Dollars anhängen will, und dieser, der weiß, daß das Erreichen des Dampfers ganz von den Befehlen des Polizisten abhängig ist, „schluckt“ auch diese Giftschlangen. Wie man endlich um die Flußbiegung kommt, ist der Dampfer bereits abgefahren, und der handelsstüchtige Polizist erklärt, nun gebe es nichts anderes, als nach Aguatico zurückzufahren.

Hintermann geht dann nochmals zum peruanischen Hauptmann. Dieser zeigt nun den echten, höflichen Spanier. Er pfeift einem Sergeanten und befiehlt ihm, ein Boot klar zu machen, Hintermanns Lasten darauf zu verladen und den Forscher bis zum Dampfer zu rudern, der weiter unten wieder anhalte. Als der Wachmeister Bedenken äußert, daß ein Einholen des Dampfers möglich sei, schnauzt ihn der Herr Hauptmann an, es müsse möglich sein, Befehl ist Befehl.

Nun beginnt zum Schlusse die abenteuerlichste Fahrt der ganzen Reise. Das Boot ist überladen — die stöckdunkle Tropennacht bricht ein — und ein Gewitter mit Plakregen stürzt vom Himmel. Das Rudern wird unmöglich, man muß Wasser schöpfen und dafür sorgen, daß das kleine Fahrzeug, das sich in Wirbeln dreht, nicht kentert. Hier und da taucht ein Krokodil im Scheine eines Blickes auf. Endlich hört der Regen und das Krachen der Donner auf, und vom Ufer hört man einen Hahn krähen. Dann sieht man ein rotes Licht erglänzen: das ist der Dampfer. Die durchnähten Leute bringen das Gepäck zum Maschinen-



Jagd auf Arauquidkröten.
Der Pfeil wird so geschossen, daß er senkrecht auf das Tier heruntersinkt.

raume, der Forscher belohnt sie mit allerlei Ausrüstungsgegenständen, die er jetzt nicht länger nötig hat.

Der schweizerische Konsul Sutter in Para, der Hintermann bei seinem Unternehmen mit Rat und Tat unterstützte, war erstaunt, als dieser zur vorausgesagten Zeit bei ihm erschien. Er hatte nicht geglaubt, daß es dem Forscher gelinge, ganz allein das Wagnis durchzuführen.

Dr. Hintermanns Reisebücher sind jedermann zu empfehlen. Sie ersetzen durch ihre lebhaft, gegenständliche Schilderung und die vielen Bilder eine Reise und sind so kurzweilig geschrieben, daß man die Belehrung gar nicht merkt, im Gegensatz zu anderen Reiseberichten, die oft so „ledern“ wissenschaftlich tönen.

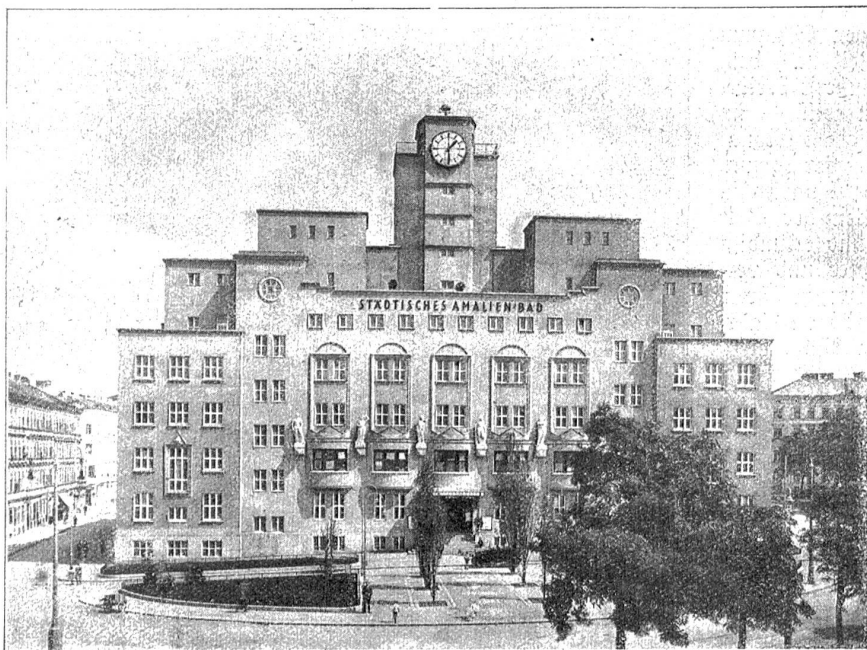
S. Zulliger.

Die Wiener Sozialbauten.

Von Dr. Bruno Stroheim.

Die Wiener Wohnungsfrage hat für die breiten Massen bereits im Frieden bestanden und Krieg, sowie Nachkriegserscheinungen hatten sie zum Problem verschärft. Noch in der Zeit, an welche sich der Wiener heute nur mehr mit wehmütiger Resignation erinnert, „da das Kilo Rindfleisch noch 70 Heller kostete“, hatten die zirka 600,000 Wohnungen Wiens zu wenig Räume für die Bewohner der Weltstadt, bestanden sie doch zum größten Teil aus Einzimmer-Wohnungen. Lediglich eine geringe Anzahl besaß Küche, und kaum 200 hatten Elektrizität und Gas. Der Wohnzins betrug jedoch dabei durchschnittlich der vierte Teil des Einkommens des Mieters, so daß die Wohnungsverhältnisse als durchaus teuer und schlecht bezeichnet werden konnten.

Der Krieg nun einerseits brachte eine steigende Zunahme der Eheschließungen, die auch in der Umsturzzeit



Städtisches Amalienbad in Wien (Außenansicht).

nicht weniger wurden. Andererseits war der Wohnungsmangel durch das Zufließen der Kriegsflüchtlinge aus besetzten Gebieten und durch das Zurückfließen der Heimkehrer vollends unerträglich geworden. Das Wohnungsamt konnte trotz aller Bemühungen und intensivster Arbeit nicht einmal allen Kriegsinvaliden Unterkünfte schaffen und eine große Anzahl Menschen waren gezwungen, jahrelang in Eisenbahnwaggons und Baracken zu hausen, von den Unbilden der Witterung keineswegs völlig geschützt.

Daß schlechte und zerrüttete Wohnungsverhältnisse Revolutionen begünstigen, gute hygienische das wichtigste Erfordernis für die Ruhe und Entwicklung eines Gemeinwesens in einem Kulturstaate sind, darüber war sich die Wiener Gemeinde, als sie im Jahre 1918 die Stadtverwaltung übernahm, klar. Und sie war sich des Weiteren bewußt, daß es sich nun bei der Schaffung von Wohnstätten nicht um solche handeln dürfe, bei denen wie früher so oft lediglich nur Unterkunft und primitiver Schutz gefunden wurde, während es hinsichtlich der gesundheitlichen Erfordernisse so im Argen lag. Klar erkannte sie, wo zuerst zu beginnen wäre, um die durch den Krieg verelendeten Bevölkerungsschichten einer Gesundung zuzuführen und einer neuen Generation eine Grundlage zur Entwicklung zu geben.

Da ihr Aufruf zur privaten Bautätigkeit und die für diese erlassenen Steuerbefreiungen auf 30 Jahre hinaus aber ein völlig negatives Resultat erzielten (die Geldgeber konnten eben bei dem bestehenden Mieterschutzgesetz und den künstlich niedrig gehaltenen Mietzinsen nicht auf ertragreiche Verzinsung ihrer Anlage rechnen), hatte nun die Gemeinde selbst großzügig die Initiative ergriffen. Und heute kann die Stadtverwaltung auf ein in kurzer Zeit geschaffenes großes Werk blicken.

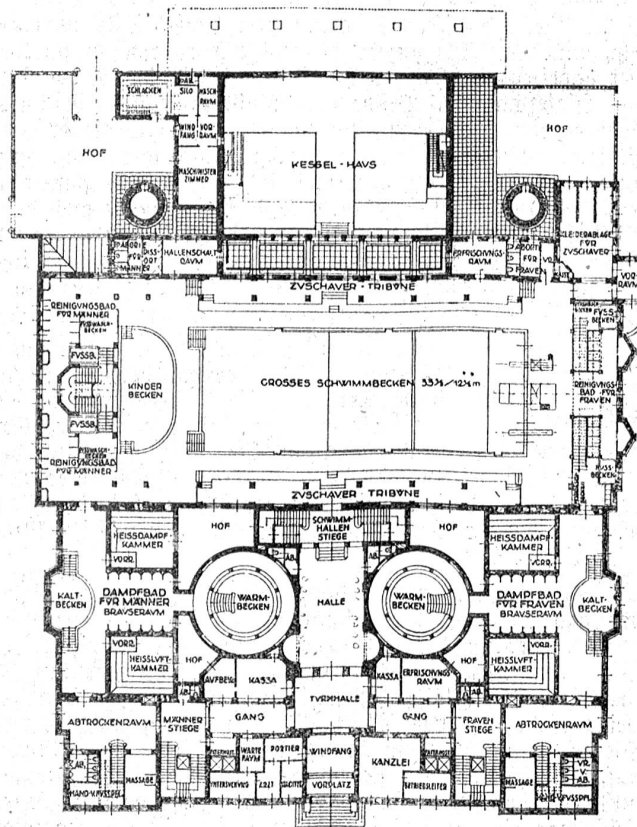
Unter Aufwendung von zirka 200 Millionen Schilling, die sie aus der Wohnbausteuer und der Mietzinsabgabe von der Bevölkerung erhob, erbaute sie unter der Mitarbeit erster Architekten wahre Muster großstädtischer Wohnbauten. Als Hochhäuser gedacht, wird bei diesen Gebäuden in erster Linie Sorge getragen, daß alle Räume „ihren Platz an der Sonne“ fanden. Mit den früheren Kleinwohnungen verglichen, können sie als lichtdurchflutet bezeichnet werden. Dies und die vollendete Durchlüftung wurde mit Balkonen, Loggien erreicht. Weiters wurden die Höfe zur Südseite geöffnet oder in dieser Himmelsrichtung niedrig aufgeführt. Während die ersteren früher lichtlose Schächte waren, wurden

in ihnen jetzt zum großen Teil Hausgärten geschaffen, die in ihrer Ausdehnung bei einzelnen Bauwerken geradezu parkähnlich anmuten. Spielplätze für Kinder mit Planschbädern haben darin Platz gefunden. In den Häusern bestehen die Wohnungen aus zwei Typen. Die mit einem Zimmer haben in diesem die sogenannte Wohnküche, dazu Vorraum und Schlafraum. Die zweite Form mit Küche besitzt noch eine Schlafkammer hiezu. Der Monatszins für die erstgenannte Wohnung beträgt per Monat 7 Schilling (zirka 6 Schweizerfranken). Alle Wohnungen besitzen elektrische Beleuchtung, Gasheerd, Wasserleitung mit Kloset. In den Gemeindefürsorgehäusern stehen weiters allen Bewohnern die darin befindlichen Bibliotheken, Gesellschaftsräume und Dampfwaschereien zur Verfügung.

Die Wiener Stadtverwaltung beschloß im Jahre 1923 den Bau von 35,000 Wohnungen; bis heute sind deren bereits 30,000 erstellt. Die letzten 5000 sollen in diesem Jahre 1928 vollendet werden. Damit dürfte dem Wiener

Wohnungsmangel und den damit zusammenhängenden Schäden in der Hauptsache gesteuert sein.

Zu den markantesten Sozialbauten Wiens gehört das „Amalien“-Bad, so genannt nach der Wiener Wohltäterin Frau Amalie Pölzer, Gemeinderätin der Stadt Wien, die ihr Vermögen der Stadt für den Bau vermachte. Der turmgekrönte mächtige Bau erhebt sich mit seiner wohlgegliederten Fassade an einem belebten Vorstadtplateau. Wie aus den Grundrissen ersichtlich, gelangt man vom Haupteingang her durch Turnhalle und Vorhalle in die 33½ Meter lange und 12½ Meter breite Schwimmhalle.



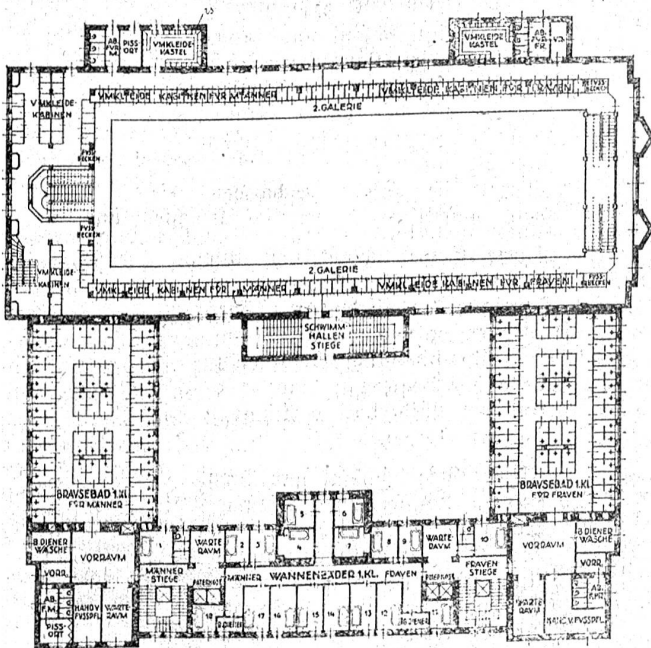
Städtisches Amalienbad in Wien. Grundriß des Erdgeschosses.

An deren Längsseiten sind Zuschauertribünen plazierte. Auch die Galerien im ersten und zweiten Stock sind für Zuschauer eingerichtet. Die Schwimmhalle bietet 553 Umkleegelegenheiten. Die Kabinen werden von hinten betreten und blockförmig vorne verlassen. Die Räume der Schwimmhalle dürfen nicht mit Schuhen betreten werden. Männer und Frauen sind gezwungen, vor Benutzung des Schwimmbassins ein Reinigungsbad zu passieren, wo Duschen und Fußwannen zur Verfügung stehen. Die Breite des Beckens ist so bemessen, daß 6 Schwimmer nebeneinander starten können. Der Boden neigt sich bis zu einer Tiefe von 4,80 Meter. Die Sprunganlage bietet federnde Bretter von 1 und 3 Meter und Plattformen von 5 und 10 Meter Höhe. Ein Kinderbad im Ausmaße von 12×5 Meter ist an der leichteren Seite unabhängig vom Bassin untergebracht.

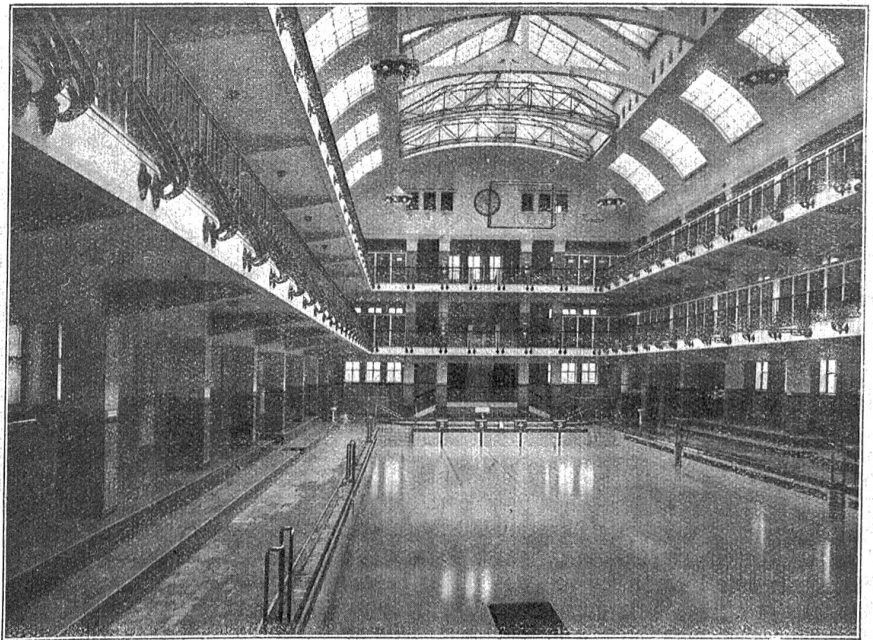
Im 1. Stock befinden sich die Warte-, Umkle-, Ruhe- und Badewärterräume für die im Erdgeschoß befindlichen Dampfbäder. Hier sind 244 Umkleegelegenheiten vorgesehen. Im 2. und 3. Stock sind Brausebad-Abteilungen 1. und 2. Klasse für Männer und Frauen untergebracht, im 4. Stock sodann Kaltwassersäle mit anschließenden Massageräumen. Im 5. Stock endlich, auf dem Dache, sind Sonnen- und Luftbäder mit Rasenflächen eingerichtet.

Anmerkung der Redaktion:

Uns Berner interessiert das Amalienbad darum besonders, weil auch in unserer Stadt das Bedürfnis nach einem wohleingerichteten Hallenschwimmbad erwacht ist. Bei Anlaß des Kasinoplatz-Wettbewerbes wurde bekanntlich vorgeschlagen, den durch die Niederlegung der Häuser im Münzgraben frei werdenden Raum zum Bau eines solchen Institutes zu benützen. Der Gedanke hat eingeschlagen. Wie wir vernehmen, beschäftigt sich die Baudirektion ernsthaft mit dem Studium der Möglichkeiten zur Verwirklichung dieses Planes.



Städtisches Amalienbad in Wien. Grundriß des II. Stockes.



Städtisches Amalienbad in Wien (Schwimmhalle).

Der Witwer und der Hund.

Von Martha Niggli.

(Schluß.)

Céciles einziger stummer Begleiter und Freund, mit dem sie zuweilen laut sprach, der nichts ausplauderte und mit seinen treuen Augen doch stets den innigsten Anteil an ihrer Sorge zu nehmen schien, das war eine alte, gute Hündin namens Dolce. Damals, als der Bräutigam sich zurückzog, war Dolce eben halbfähig gewesen. Cécile war in Bitterkeit und Schmerz in den Wald gegangen und das Tier lief ihr nach. Es sprang und tollte und versuchte auf jede Weise, die Herrin zur Anteilnahme an seinem Spiel zu bewegen. Diese aber schien sich um nichts zu kümmern, hielt den Kopf gesenkt und bisweilen schütterten ihre Schultern. Da schlich sich Dolce hinzu und legte ihre kühle Schnauze in die herabhängende Hand, daß Cécile zusammenschrak. Sie besann sich, sah auf das treue und zutrauliche Wesen nieder und umarmte es auf einmal heftig, zugleich in erlösende Tränen ausbrechend.

Später waren andere Sorgen gekommen, Hypothekenzinse, die bezahlt werden mußten, ein Kurgeld für den Bruder und dergleichen mehr. Immer war der Wald da und Dolce und irgendwie halfen und trösteten beide.

Aber nun saß man da unter dem Apfelbaum, auf der einen Seite Cécile, auf der andern der Witwer und zwischen drin das Bublein. Zu Füßen aller aber lag Dolce. Sie hatte die Schnauze auf die Vorderpfoten gelegt und hielt die braunen Augen unverwandt auf die Herrin gerichtet.

Weitbrecht hatte Cécile zugleich mit seinem schriftlichen Antrag gebeten, sie möchte sich überlegen, wie sie ihre Familienverhältnisse etwa zu ordnen gedächte. Er habe selbst auch einen Uberschlag gemacht und hoffe, daß sie durch gegenseitiges Vergleichen wohl zu einem Ziel kommen könnten. Daraufhin hatte Cécile mit der Mutter gesprochen und obwohl eine Verbindung ihrer Tochter mit dem Sohn ihrer einstigen Wächtersleute ihr früher gewiß nicht angenehm gewesen wäre, riet sie jetzt Cécile dazu, da sie selbst, die Mutter, nicht ewig zu leben hoffe, und sie ihr Kind gern versorgt sähe. Ähnlich redeten Stiefbruder und Rusine. Es hatte Cécile fast geschmerzt und enttäuscht, zu sehen, wie leicht diese Verhältnisse zu lösen waren, welche ihr doch sonst so unlösbar erschienen hatten. Also war sie nicht so unentbehrlich und nicht so wichtig! Die Ehe, gegen die sie